

„Und wer ist mein Nächster?“ (V 29)

Wir alle haben vielerlei Beziehungen, die sich aber klar unterscheiden in ihrer Intensität. Je näher uns jemand steht, um so enger ist die Beziehung. Genau dieses „näher“ steckt in dem Begriff „Nächster“; es ist die höchste Steigerungsstufe: nah, näher, am nächsten.

Wenn also das Gebot lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben ... und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (V 30), dann verlangt dieses Gebot, dass ich den liebe, der mir eben am nächsten steht.

Die Frage des Gesetzeslehrers im Evangelium nach dem Nächsten ist deshalb automatisch auch verbunden mit der Frage nach einer Grenze: Wo hört meine Verpflichtung zum Lieben, wo hört meine Verantwortung für einen anderen auf? Jesus gibt mit seiner berühmten Parabel vom barmherzigen Samariter darauf eine sehr präzise Antwort.

Zunächst erzählt er von einem Priester und einem Leviten, Profis beim Tempeldienst in Jerusalem, also Profis im Bereich Gottesliebe. Beide begegnen diesem Überfallenen, und, so heißt es dort wörtlich übersetzt, „machen ihn sehend einen großen Bogen um ihn.“ Da ist nicht nur die Sorge um den Verlust der kultischen Reinheit, wenn sie ihn berühren; da ist auch nicht nur die Angst, dass dies eine Falle sein könnte, weil die Räuber vielleicht noch in der Nähe sind. Da ist ganz einfach die Tatsache, dass dieser Überfallene für sie eben nicht der Nächste ist. Wäre dieser ein Familienmitglied, ein Verwandter oder wenigstens ein Mitglied des Stammes der Leviten, dann sähe die Sache ganz anders aus. Dann wäre der Überfallene ihnen so nahe, dass sie nicht mehr einfach hätten vorbeigehen können. Aber dieser Überfallene befindet sich für sie einfach nicht in der höchsten Steigerungsstufe: am nächsten.

Das gilt so aber erst recht auch für den Samariter. Denn für den ist der Überfallene nicht nur ein völlig Fremder, sondern einer, der ihn als Jude sogar als Feind betrachtet. Also eindeutig und ganz sicher kein Nächster! Doch der hilft.

Damit drängt sich hier die Frage auf, was bei diesem Samariter denn anders ist.

Eine Spur legt uns die erste Lesung aus dem Buch Deuteronomium. Dort erinnert Mose die Israeliten daran, dass Gott der ist, der ihnen immer nur Gutes getan hat und auch in Zukunft tun wird. Auf diesem inzwischen mehrfach bestätigten Hintergrund sind seine Gebote nichts Fremdes oder Störendes, nichts Außenstehendes, sondern werden sie zu einem Teil der eigenen Identität: „Nein, das Wort ist ganz nah bei dir. Es ist in deinem Mund und in deinem Herzen, du kannst es halten.“ (V 14) Es muss also gar nicht überlegt und darum gerungen werden, ob ich ein Gebot halte oder nicht, es ist so sehr in mir selber verankert, ich hab es so sehr verinnerlicht, dass ich eigentlich gar nicht anders kann.

Wenn wir jetzt noch einmal einen Blick auf diesen Samariter werfen, dann ist dort etwas ganz Ähnliches zu entdecken. Von dem heißt es da: „... er sah ihn und hatte Mitleid.“ (V 33) Mitleid aber bedeutet doch: Dieser Samariter identifiziert sich so sehr mit diesem Überfallenen, dass dadurch sein Schicksal zu dem Eigenen wird.

Falls Ihnen das mit der Identifikation etwas seltsam vorkommt, hier eine kleine Hilfe: Wenn Sie im Fernsehen einen Film anschauen, der ihnen gefällt, dann liegt dies daran, dass sie sich so sehr in eine der Rollen hineinversetzt, sich mit ihr identifiziert haben, dass sie durch diese Rolle das ganze Geschehen des Filmes so miterlebt haben, als seien sie selber dabeigewesen.

Diese Identifikation – und Mitleid ist so eine Identifikation – hat nun zur Folge, dass alle Fragen nach dem mehr oder weniger großen Abstand sich gar nicht mehr stellen, denn jetzt geht es um diese Selbstbetroffenheit, die im Personenkern verankert ist und dadurch zu einer selbstverständlichen, fast automatischen Reaktion wird.

Genau dies formuliert Jesus, wenn er die ursprüngliche Frage auf den Kopf stellt: „Wer von diesem dreien, meinst du, ist dem der Nächste geworden, der von den Räubern überfallen wurde?“ (V 36) Die Frage lautet also nicht mehr: „Wer ist mein Nächster?“, sondern jetzt: „Wem bin ich der Nächste?“

Im Gegensatz zu einer Zuwendung zum anderen auf Basis der unterschiedlichen Nähe, besteht bei der Identifikation mit einem Notleidenden aber eine Gefahr: Die Grenze zur Selbstzerstörung wird nicht immer rechtzeitig erkannt. Doch auch dieses Problem hat Jesus sehr wohl im Blick. Denn sein Gebot der Nächstenliebe ergänzt er ausdrücklich durch den Hinweis: „... wie dich selbst.“

Was das konkret bedeutet, auch das macht Jesus durch diesen Samariter deutlich: Der tut in dieser Notsituation alles, was notwendig und was ihm möglich ist. Aber eben nicht mehr. Er bringt ihn in eine Herberge, sorgt für ihn und lässt für ihn sorgen. Aber er dehnt seine Pflege nicht aus bis zur völligen Genesung, er ersetzt ihm auch nicht seinen durch den Raub entstandenen Verlust, sondern setzt seine Reise fort.

Mit dieser Parabel beantwortet Jesus jetzt gleichzeitig noch eine andere Frage. Ganz zu Beginn hat der Gesetzeslehrer an Jesus die Frage gerichtet: „Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?“ (V 25)

Die Antwort Jesu lautet: Gar nichts! Das ewige Leben „erben“, das klingt nach einem Rechtsanspruch. Und genau den gibt es nicht. Das ewige Leben kann man sich nicht erarbeiten, auch wenn man sich noch so viel Mühe gibt. Das ist auch gar nicht notwendig, denn wir haben diese ewige Leben ja bereits geschenkt bekommen, unverdient.

Es kommt eigentlich nur darauf an, es wirksam werden zu lassen, indem es so sehr in unserem Personenkern, in unserer Identität, in unserer DNA verankert ist, dass es alle unsere Reaktionen bestimmt.